

**Zeitschrift:** ZeitBild  
**Herausgeber:** Schweizerisches Ost-Institut  
**Band:** 24 (1983)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Der Funktionär als Augenzeuge : zum Jahrestag des Aufstandes in Ost-Berlin  
**Autor:** Schenk, Fritz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1093551>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Zum Jahrestag  
des Aufstandes  
in Ost-Berlin

Auszug  
aus den Memoiren  
von Fritz Schenk

# Der Funktionär als Augenzeuge

Über den Arbeiteraufstand in der DDR vor dreissig Jahren hat unter anderem ein Mann berichtet, der damals auf der andern Seite stand: Fritz Schenk. Er war in jenen Tagen der Sekretär von Bruno Leuschner, der seinerseits die staatliche Planungskommission in der DDR präsidierte und bald nach der Niederschlagung des Aufstandes zum Politbüro-Mitglied aufrücken sollte.

Von Fritz Schenk ist 1981 das Buch «Mein doppeltes Vaterland» herausgekommen (Verlag Nau-

mann, Würzburg, 179 Seiten, Fr.15.70), das in einem Kapitel schildert, wie sich «Der Aufruhr» aus der Sicht der DDR-Behörden ausgenommen hatte.

Wir bringen den relevanten Auszug. Ausgangspunkt ist die landesweite Verbitterung über eine behördlich verfügte Erhöhung der Leistungsnormen, das heisst über eine faktische Lohneinbusse. Dem Politbüro nützte es nichts mehr, dass es anderweitig einen «neuen Kurs» ankündigte, der einige Liberalisierungsmassnahmen vorsah.

Am Vormittag des 16. Juni begannen Auseinandersetzungen zwischen Parteifunktionären und Bauarbeitern auf der Stalinallee. Als die Forderung der Arbeiter nach Zurücknahme des Beschlusses über die Normenerhöhung nicht erfüllt wurde, setzten sie sich nach dem Haus der Ministerien in Marsch. Sie beabsichtigten, ihr Anliegen (Ministerpräsident) Grotewohl persönlich vorzutragen.

Doch es war Dienstag, der Tag der Politbürositzungen; Grotewohl hielt sich im Parteigebäude in der Wilhelm-Pieck-Strasse auf. Den Streikenden musste die Auskunft des Pförtners, Grotewohl sei nicht im Hause, wie eine Ausrede erscheinen; sie liessen sich nicht abweisen. Der Pförtner benachrichtigte also das Büro Grotewohl vom Wunsch der Bauarbeiterdelegation. Das Büro gab den üblichen Bescheid, sie solle an den zuständigen Minister verwiesen werden. Die Delegation lehnte das Ansinnen ab. Es kam zu den ersten lauten Worten. Der Pförtner wagte einen

neuen Anruf im Sekretariat des Regierungschefs und schilderte die Lage etwas genauer. Ein Mitarbeiter des Büros wurde auf Erkundungsgang geschickt. Das Sekretariat Grotewohl lag nämlich im Innenhof, und man konnte von dort aus nicht sehen, was sich am Eingang abspielte.

Der Bericht dieses vorgeschobenen Beobachters löste den ersten Anruf im Politbüro aus. Dort sass im Vorzimmer eine resolute Genossin aus dem Büro Otto Schöns, ein echter weiblicher Zerberus, darauf dressiert, alle unliebsamen Störungen vom Politbüro fernzuhalten. Sie war schnell mit einer patzigen Antwort bei der Hand: «Ist denn im ganzen Haus der Ministerien kein handfester Jenosse, der mal soon paar Männeken beruhjen kann?»

Das Büro Grotewohl, nun schon nervös geworden, versuchte andere ins Gefecht zu schicken. Eine Sekretärin klingelte bei mir an und trug mir im Befehlston auf: «Genosse Schenk, richten Sie bitte dem Genossen Leuschner aus, dass er im Auftrage des Ministerpräsidenten zu den Bauarbeitern sprechen soll. Die Sache ist sehr eilig.»

Ein Jahr früher wäre ich vielleicht auf den Trick hereingefallen. Aber ich hatte nicht umsonst ein Jahr lang die Praktiken der SED-Bürokratie studiert. So antwortete ich höflich: «Tut mir leid, Genossin, aber unser Chef ist ebenfalls im Politbüro. Sie wissen ja, heute stehen vorwiegend

wirtschaftliche Themen auf der Tagesordnung. Es wundert mich übrigens, dass Ihr Chef dem Genossen Leuschner diesen Auftrag nicht persönlich erteilt hat. Sie sitzen doch in der Wilhelm-Pieck-Strasse zusammen.»

Damit hatte ich Ruhe. Das Mädchen hängte schnell ein, weil es sich ertappt fühlte.

Inzwischen steigerte sich die Ungeduld der Bauarbeiter, die immer noch vergeblich Einlass in das Regierungsgebäude forderten. Ihre Schar wuchs ständig. Als sie sich schliesslich in Sprechchören Gehör zu verschaffen suchten, erschienen die ersten Funkstreifen der Polizei.

An Stelle von Grotewohl wurde (Industrieminister) Selbmann in den Kampf geschickt. Dieser versuchte zuerst, eine Abordnung von nur wenigen Maurern als Unterhändler ins Haus der Ministerien zu bekommen. Aber diese Taktik verfiel nicht. Die Bauarbeiter liessen sich nicht darauf ein, irgend jemanden zu ihrem Sprecher zu wählen, und sie wollten sich auch nicht mit Selbmann begnügen. Als der Minister einen Tisch auf den Vorplatz stellen liess und von dort zu der Menge sprechen wollte, liessen ihn die Streikenden nicht zu Wort kommen. «Entweder Grotewohl erscheint», riefen sie, «oder es dreht sich morgen kein Rad mehr.» Selbmann blitzte ab, und der Zug setzte sich wieder in Richtung Stadtmitte in Bewegung. Überall schlossen sich weitere De-

**Die Ausrufung des Generalstreiks ging von Mund zu Mund.**

**Von der Parole «gegen die Normenerhöhung» zur Parole «freie Wahlen».**

monstranten an, und in kämpferischer Begeisterung riefen sie allen Passanten zu: «Macht mit! Seid nicht feige! Wir haben es satt! Morgen ist Generalstreik!»

Als Leuschner am späten Nachmittag aus dem Politbüro kam, schien er ganz verwundert über das, was sich vor unserem Hause zugetragen hatte. Meine Schilderung nahm er mit einem fast ungläubigen Lächeln hin, so dass ich den Eindruck gewann, er war sich der Bedeutung der Ereignisse nicht bewusst. Er hörte mir auch nicht lange zu. «Lassen wir dieses Thema jetzt», wehrte er ab, «ich habe morgen eine Menge zu erledigen. Zunächst muss ich heute nachmittag noch einmal in die Wilhelm-Pieck-Strasse. Sie aber laden heute noch alle Vorsitzenden der Bezirksräte, die Minister, Leiter zentraler Ämter und alle Verantwortlichen für Planung, Industrie, Wohnungsbau, Handel und Versorgung, Investitionen, d.h. alle wichtigen Leute, für morgen früh 10 Uhr zu mir ein. Setzen Sie sich sofort an den Sonderapparat und sprechen Sie mit allen Vorsitzenden, Ministern usw. persönlich. Sagen Sie ihnen, es handelt sich um einen Auftrag des Politbüros, von dem niemand entbunden werden kann. Das Politbüro macht jeden für sein Erscheinen verantwortlich und überlässt es jedem selbst, welche und wie viele Funktionäre er mitbringen will. Wir müssen morgen über die wichtigsten Veränderungen des Fünfjahresplanes Klarheit schaffen.»

Und da er die Trägheit der kommunistischen Bürokratie kannte, setzte er mit Nachdruck hinzu: «Sie wissen doch, wie das sonst immer ist. Wir bestellen die Leute hierher, sie sitzen wie die Grafen da, rauchen dicke Zigarren und denken, sie brauchen nur zuzuhören. Das geht morgen nicht! Morgen müssen sie hier an Ort und Stelle entscheiden. Ich will konkret wissen, bis wann welche Objekte stillgelegt werden können, was für Material und wieviel Arbeitskräfte dabei frei werden, wieviel Wohnungen man dafür bauen kann und so weiter. Ist das klar?»

«Klar!»

Bis in die späten Abendstunden sass ich am Telefon. Es dauerte mitunter sehr lange, ehe ich die einzelnen Funktionäre an den Apparat bekam. Die Bezirksratsvorsitzenden, die noch weniger vom Neuen Kurs erfahren hatten als die Angestellten des zentralen Apparates, waren nicht leicht zu bewegen, auf einen Anruf hin Hals über Kopf nach Berlin zu fahren und auch noch ihre wichtigsten Berater mitzunehmen. Sie brachten viele Einwände vor. Die Vorsitzenden der Industriebezirke Dresden, Chemnitz, Magdeburg, Halle und Leipzig befürchteten schon an diesem Abend die Unruhen, die am nächsten Tag Wirklichkeit wurden.

«Ihr müsst doch völlig verrückt sein da oben», schimpften die meisten, «uns zu einem Zeitpunkt nach Berlin zu rufen, wo wir hier dringend ge-

braucht werden. Habt ihr denn gar keine Ahnung, wie es hier aussieht?» Und fast jeder sicherte sich mit dem Schlusssatz ab: «Ich möchte mit allem Nachdruck betonen, dass ich jede Verantwortung ablehne, wenn während meiner Abwesenheit Dinge geschehen, die man jetzt noch nicht übersehen, aber ahnen kann. Hinterher heisst es dann wieder: Das hättet ihr wissen müssen.»

Auf der Fahrt nach Hause bot sich mir ein Bild, wie ich es noch nie gesehen hatte. Überall waren kleinere und grössere Trupps von Arbeitern unterwegs, die in Sprechchören zum Generalstreik aufriefen. In der Nähe des Ostbahnhofes und in den Bezirken Friedrichshain und Treptow waren die meisten Parteilösungen von den Wänden gerissen oder Arbeiter gerade damit beschäftigt, sie zu vernichten. In der Stralauer Allee beschriftete eine Gruppe von Jugendlichen die rote Ziegelsteinmauer des Osthafens mit den Losungen «Freiheit» – «Gegen die Normenerhöhung» – «Freie Wahlen».

Ich schlief spät ein an diesem Abend und wurde früh geweckt. Aber es war nicht die Stimme meiner Wirtin, die mich aus dem Schlaf riss, sondern ein Geräusch, das ich 1945 zum erstenmal gehört hatte. Gegen vier Uhr früh mochte es sein, als ich aufgeschreckt ans Fenster eilte und in der Morgendämmerung sowjetische Panzer nach Berlin fahren sah. Ich wohnte noch immer in Adlershof, ganz in der Nähe des Adlergestells, der wichtigsten Ausfallstrasse nach Süden. In Königswusterhausen und Wünsdorf waren starke sowjetische Verbände stationiert, und von dort mussten die Panzer kommen.

Ich fand keinen Schlaf mehr. In den Häusern wurde es lebendig. Bald standen die Menschen fröstelnd und vor Erregung zitternd vor den Haustüren oder an den Fenstern. Nach gut einer Stunde herrschte wieder Stille – eine bedrückende Stille.

Als ich gegen 9 Uhr abgeholt wurde und ins Büro fuhr, war ich erstaunt, nichts mehr von den Pan-

zern zu sehen. An den Fahrspuren liess sich erkennen, dass sie in Schöneweide nach Karlshorst abgebogen waren.

In den Strassen herrschten um diese Zeit schon wieder – oder noch immer – die Demonstranten. Je näher wir der Stadtmitte kamen, um so dichter wurde der Menschenstrom. Wir mussten viele Umwege fahren. Die meisten Kraftwagen der Regierung trugen nämlich das polizeiliche Kennzeichen «GB 006». Das war in Berlin allgemein bekannt. Und da die Demonstranten uns wütend die Fäuste entgegenstreckten, wurde es eine nicht ganz ungefährliche Fahrt.

Als wir das Regierungsgebäude erreichten, war die Strasse zwar noch frei, aber vom Potsdamer Platz her schob sich durch die Leipziger Strasse

**Am 17. Juni waren die sowjetischen Panzer schon am frühen Morgen in Fahrt; die Landesbehörden waren nicht gefragt worden.**

ein schwarzer Menschenstrom auf die Wilhelmstrasse zu. Die Gittertore des ehemaligen Luftfahrtministeriums waren geschlossen. Dahinter standen junge Volkspolizisten mit Maschinenpistolen und Gummiknüppeln. Ihre Gesichter zeigten Unsicherheit und Angst. Nur nach vielem Zureden öffneten sie einen Flügel, um unseren Wagen einzulassen.

Kurz darauf hatte die Demonstration den Vorplatz des Regierungsgebäudes erreicht. In grösster Eile wurde unser Wachkommando auf die Strasse entsandt, um eine Sperrkette zu bilden und den Vorplatz freizuhalten. Unsere Sekretärin Elsa war kreidebleich, als ich das Sekretariat betrat. «Gott sei Dank, dass du da bist! Hier steht alles Kopf. Die Partei hat zu einer Gegendemonstration aufgerufen. Alle Angestellten sind durch den Garten und hinteren Ausgang marschiert, um die Leipziger Strasse freizuhalten. Ich bin als einzige hiergeblieben, um auf den Chef und auf dich zu warten. Vorhin hat nämlich jemand vom ZK angerufen und ausrichten lassen, dass die Genossen Leuschner und Selbmann den Oberbefehl über unser gesamtes Objekt tragen. Ich möchte nur wissen, wo der Chef bleibt. Selbmann hat schon dreimal nach ihm gefragt.» In diesem Augenblick trat Leuschner zur Tür herein. Jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen. Tief atmend blieb er stehen. Seine rechte Hand steckte unter dem Rockaufschlag, und einige Male flüsterte er: «Mein Herz – mein Herz.»

Er hatte erst wenige Tage vorher einen schweren Herzanfall gehabt. Wir packten ihn links und rechts unter den Armen und brachten ihn in sein Zimmer. Dort liess er sich stöhnend auf die Couch fallen. Er war noch immer unfähig zu sprechen.

Elsa riss alle Zimmerfenster auf. Von der Strasse drang unzusammenhängendes Toben und Grölen herein. Manchmal, wenn eine Sperrkette der Po-



Der Autor Fritz Schenk.

## Die Sitzungen im Regierungsgebäude, das von Arbeitern belagert ist: dergleichen tun als ob.

lizei durchbrochen wurde oder ein Steinwurf ein noch unbeschädigtes Fenster zerstörte, scholl der Lärm zu einem vielstimmigen Geschrei an.

Als sich wieder ein solches Aufbrausen erhob, sah mich Leuschner unsicher an: «Das sind die Leute, um die wir seit Jahren ringen, von denen wir uns einbilden, dass wir ihre Interessen vertreten. Haben wir denn alles falsch gemacht?» Aber gleich schien er seine Worte zu bereuen und sprach sich selbst leise Mut zu: «An sich sind die paar tausend Leute ja noch nicht die ganze Bevölkerung. Und dann darf man Berlin nicht als Massstab nehmen. Hier ist die Atmosphäre durch Westberlin verseucht. Das kommt doch alles nur aus diesem verdammten Wespennest.»

Er bekam keinen neuen Herzanfall. Die Schwäche liess überraschend nach. Doch der gewohnte Schwung und die überlegene Sicherheit kehrten nicht so rasch zurück. Es war unverkennbar: Leuschner war tief deprimiert.

«Ich habe es nur noch mit Mühe und Not ins Haus geschafft», berichtete er, während er vor den Spiegel trat und seine Kleidung ordnete. «An der Wilhelmstrasse waren wir mit einem Male mitten zwischen Demonstranten. Die Fahrer haben die Situation richtig erfasst und sind in die Clara-Zetkin-Strasse eingebogen; sonst wäre unser Wagen sicher umgekippt worden. Ich bin ausgestiegen, die Fahrer haben meine Tasche und meinen Mantel bei sich behalten; sie wollten sich in eines der Gebäude in der Luisenstrasse retten, ins Aussenministerium oder in die Volkskammer. Ja, und ich bin einfach mit den Demonstranten mitgezogen. Zuerst die Ebertstrasse entlang, dort habe ich mich stillschweigend in den Tiergarten verdrückt, habe den Potsdamer Platz über Bellevue-, Potsdamer- und Stresemannstrasse umgangen und mich von hinten hereingeschlichen.» (Ein Umweg über die damals noch zugänglichen Westsektoren der Stadt.)

«Da hatten Sie aber Glück, dass Sie niemand erkannte», meinte Elsa.

«Wieso, mich kennt doch kein Mensch», entgegnete er bestimmt. «Und dann haben wir ja schliesslich illegale Zeiten hinter uns. Ein bisschen weiss ich schon noch, wie man sich in einer aufgeregten Masse verdrückt», setzte er hinzu, und es huschte ihm sogar ein Lächeln über das müde Gesicht.

Nachdem wir Leuschner die Anweisung des ZK mitgeteilt hatten, nahm er mich beim Ärmel und sagte: «Also, gehen wir mal zu Selbmann.»

Unterwegs traten wir in ein Zimmer, dessen Fenster auf die Leipziger Strasse gingen, um von dort aus auf die Demonstranten blicken zu können. Der Raum sah wüst aus. Obwohl er im zweiten Stock lag, waren alle Fensterscheiben zerschlagen. Auf den Schreibtischen und am Fussboden lagen grosse Ziegelsteinbrocken. Die Demon-

stranten hatten sie aus den gegenüberliegenden Trümmergrundstücken geholt und hereingeworfen.

Als Leuschner an eines der Fenster treten wollte, hielt ihn ein Abteilungsleiter zurück: «Vorsicht, Genosse Leuschner, das ist gefährlich. Die werfen immer noch, obwohl das jetzt schon schwieriger ist. Sie stehen jetzt nämlich so dicht gedrängt, dass keiner mehr richtig werfen kann. Der Steinhagel ist vor ungefähr einer halben Stunde auf uns niedergeprasselt.»

Wir gingen von der Seite her an die Fenster heran und schauten vorsichtig auf die Strasse. Links staute sich die Menge bis über den Potsdamer Platz hinaus. Rechts konnten wir bis zur Friedrichstrasse sehen, bis dorthin stand die Menge aneinandergedrängt. Gegenüber dem Regierungsgebäude, auf der linken Seite der Wilhelmstrasse, standen Tausende auf den noch nicht abgeräumten Trümmern. Von dort her wurden immer noch Steine geschleudert. Unmittelbar vor dem Haus hatten Volkspolizisten eine dreifache Kette gebildet, um die drängenden Massen von den Toren zurückzuhalten. Noch konnten sie den etwa 50 mal 50 Meter grossen Vorplatz verteidigen. Dahinter stand ein Teil der Regierungsbeamten, die am Morgen zu der Gegendemonstration aufgerufen worden waren; andere waren von den Streikenden nach dem Potsdamer Platz hin abgedrängt worden.

Die Masse der Demonstranten verhielt sich ziemlich diszipliniert. Die Vorderen schrien auf die Volkspolizisten ein und versuchten, sie auf ihre Seite zu ziehen. «Schämt ihr euch nicht», hörte ich einen Hünen mit Bärenstimme brüllen, «die-

se Strolche auch noch zu verteidigen? Das will eine Arbeiterregierung sein, die sich vor uns verschanzte? Werft die Russenuniformen weg und macht mit uns mit!»

An anderer Stelle begann eine Gruppe das Schlieslied zu singen. Wieder andere forderten im Sprechchor die Rückgabe der Ostgebiete. Nur noch vereinzelt ertönte der Ruf: «Weg mit den Antreibernormen!» In der Mitte der Strasse wollte sich eine Schlägerei entwickeln. Aber die Streitenden wurden von den Umstehenden getrennt. Kurz darauf wurde ein Mann nach vorn zu den Volkspolizisten gestossen. Offensichtlich hatte er Partei für das Regime ergreifen wollen. Er bekam tüchtige Prügel und zwängte sich, aus Mund und Nase blutend, durch die Beine seiner Beschützer. Mit Fusstritten und groben Schimpfworten wurde er durch die Sperrkette gestossen, blieb liegen und wurde dann ins Haus geschleppt.

Wir sahen dem Treiben etwa 15 Minuten lang zu. Niemand sprach ein Wort. Leuschner schaute sich wiederholt zu mir und den anderen Regierungsangestellten um und schüttelte dabei resigniert den Kopf. Die anderen schlugen jedesmal die Augen nieder. Ich glaube, sie waren froh, als wir gingen. Selbmanns Büro glich einem Bienenstock. Parteisekretäre aller Dienststellen, KVP (kasernierte Volkspolizei)-Offiziere und -Soldaten, einige Staatssekretäre und viele höhere Beamte waren um den Industrieminister versammelt. Selbmann ging sofort auf Leuschner zu und zog ihn beiseite. Er berichtete in kurzen Worten, dass die Parteiführung mit den Sowjets verhandele. Es sei noch nicht klar, wie vorgegangen werden solle, Karlshorst wünsche kein Blutvergies-

## Das aktuelle Buch aus der Buchhandlung SOI

- Ex. Fritz Schenk, Mein doppeltes Vaterland, 15.70
- Ex. Andrej Amalrik, Aufzeichnungen eines Revolutionärs, 31.30
- Ex. Daeniker/Halle/Tiede, Waffen für den Frieden, 25.90
- Ex. Wladimir Bukowski, Pazifisten gegen den Frieden, 9.—
- Ex. Daniel Frei, Friedenssicherung durch Gewaltverzicht? 9.80
- Ex. Jörg Zumstein, Kirche und Landesverteidigung, 5.—
- Ex. Peter Scholl-Latour, Allah ist mit den Standhaften, 36.60
- Ex. Walter Wittmann, Die rote Utopie – Ist der Sozialismus noch eine Alternative? 28.—

Name \_\_\_\_\_

Strasse \_\_\_\_\_

PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Einsenden an Buchhandlung SOI – Postfach – 3000 Bern 6

sen. Zaisser habe den Truppen jeglichen Waffengebrauch verboten.

Dann beratschlagten die beiden, wie man die versprengten Staatsfunktionäre wieder ins Haus schleusen könnte. An diesem Gespräch beteiligten sich fast alle Versammelten. Sie waren darüber ungehalten, dass die Partei die sogenannte Gegendemonstration angeordnet hatte, und schimpften auf den Berliner Parteisekretär Hans Jendretzky, der, wie sie sagten, diesen Blödsinn verzapft habe.

Die meisten Anwesenden fühlten sich trotz der andrängenden Massen vor unserer Tür vollkommen sicher und manche sogar noch stark. Die Altkommunisten bemängelten die Nachsicht, die man gegenüber den Streikenden walten lasse, und betonten immer wieder, dass man gegen die «Rabauken» nur mit Brutalität vorgehen könne. Leuschner und Selbmann vereinbarten, dass Selbmann das alleinige Kommando übernehmen und Leuschner sich zurückziehen sollte, um seine Arbeit am Neuen Kurs fortzusetzen.

Auf dem Rückweg warfen wir noch einmal einen Blick auf die Leipziger Strasse hinunter. Das Bild

**Illusion: Die Partei ruft ihre Büroangestellten zu einer Gegendemonstration auf.**

hatte sich kaum verändert. Die Masse stand – man konnte fast sagen geduldig – und wünschte noch immer Grotewohl und Ulbricht zu sprechen. Gerade als wir uns vom Fenster abwenden wollten, erhob sich ein lautes Hallo. Gegenüber dem Regierungsgebäude befand sich eine Imbissstube der HO (Handelsorganisation), und diese wurde soeben gestürmt. Jugendliche hatten die Fensterscheibe eingeschlagen und drangen in den Raum ein. Ein daneben liegendes privates Bekleidungsgeschäft blieb verschont.

«Kommen Sie, wir müssen weitermachen», sagte Leuschner und zog mich vom Fenster fort. Als wir durch die leeren Gänge schritten, meinte er: «Jetzt nimmt die Sache rein politischen Charakter an. Bisher konnte man noch denken, dass die Normen tatsächlich das Hauptthema bildeten. Aber wenn die Fensterscheiben bei der HO eingeschlagen werden und das Privatgeschäft daneben in Ruhe gelassen wird, dann ist doch wohl klar, dass sich die Aktion gegen ganz etwas anderes richtet. Mit Normen hat das nichts mehr zu tun.»

«Wann werden die Truppen denn eingreifen?» fragte ich.

«Keine Ahnung, aber es wird nicht zum Äussersten kommen.» Er erklärte nicht, was er mit «Äusserstem» meinte.

Wir waren inzwischen wieder in unserem Sekretariat angelangt, und dem Planungschef war es nur noch darum zu tun, rasch mit der vorgesehenen Beratung zu beginnen. Ich erhielt den Auftrag, die wichtigsten Mitarbeiter heranzuholen. Als ich auf den Vorplatz hinaustreten wollte, wurde ich vom Einlassdienst zurückgehalten: Selbmann hatte befohlen, die Türen verschlossen

zu halten und ihre Verbarrikadierung vorzubereiten. Ich musste mir erst einen von Selbmann unterschriebenen Passierschein holen. Bald fand ich Bayer, Lange, Strassenberger und einige andere Funktionäre. Sie standen hinter der Sperrkette und diskutierten teils mit den Streikenden, teils untereinander. Meine Aufforderung, zur Sitzung zu kommen, hielten sie für einen schlechten Witz. Sie waren tief deprimiert, und ihre Stimmung machte sich in Zynismen Luft. Die meisten wären sicherlich am liebsten zu den Streikenden übergetreten; aber keiner zweifelte daran, dass die Russen den Aufstand binnen

**«Jetzt nimmt die Sache rein politischen Charakter an.»**

kurzem niederschlagen würden. Sie stritten auch über die Frage, was geschehen würde, wenn die Russen nicht eingriffen und der Aufstand zu den Ergebnissen führte, die die Masse erhoffte. Die Mehrzahl meinte, es würde dann sehr schnell zur Wiedervereinigung und zu einer gesamtdeutschen Bundesrepublik kommen. Doch damit war keiner so richtig einverstanden. Sie wollten zwar, dass die SED-Diktatur hinweggefegt würde, aber zu einer, wie sie sagten, überstürzten Wiedervereinigung wollten sie nicht ja sagen. Sie fürchteten, dann werde sich in Deutschland der räuberischste Kapitalismus breitmachen, und vielleicht käme es zu einer Wiederholung des Unheils der vergangenen Jahrzehnte. Sie waren über alle Massen ratlos. Widerwillig folgten sie mir endlich ins Haus.

Leuschner stand in der Mitte des Sitzungszimmers und lächelte seinen Mitarbeitern verlegen zu. Bemerkungen zur Lage schnitt er sofort ab: «Bitte keine langen Reden! Ich weiss selbst, was draussen los ist, und ich weiss auch, was das bedeutet – nicht nur für heute, sondern für alle Zukunft. Naturlich hat der Gegner darauf gewartet und wird nun triumphieren. Aber über die Konsequenzen müssen sich andere Gedanken machen – und darum bitte an die Arbeit. holt eure Unterlagen damit wir anfangen können. Ich habe heute viel vor.»

Unwillig murmelnd verliessen die Männer das Zimmer, kehrten mit ihren Papieren zurück, und nach wenigen Minuten schien der Aufstand vergessen zu sein. Es wurde wieder wie alle Tage über Kohle, Stahl, Maschinenbau-Erzeugnisse, Konsumgüter und Lebensmittel gesprochen, ge-

**Die Funktionäre wären am liebsten zu den Streikenden übergelaufen, aber sie wussten, dass «die Russen» den Aufstand niederschlagen würden.**

feilscht und gerechnet. Nur war es nicht ganz so ruhig wie sonst. Da wir wegen der grossen Hitze alle Fenster offen hatten, drang der immer noch anschwellende Lärm von der Strasse herein, und wenn ein vielstimmiger einheitlicher Kampfgruss erscholl, stockte die Besprechung, und alle horchten auf. Leuschner musste wiederholt mit dem Bleistift auf die Tischplatte klopfen, wobei er jedesmal gedehnt und nicht sehr laut mahnte: «Bitte, Genossen, wir müssen arbeiten, die Parteiführung wartet auf unsere Ergebnisse!»

Nach und nach trafen auch einige Bezirksratsvorsitzende mit ihren Beratern ein. Ich musste jede Gruppe einzeln vom Barrikadenkommando am Eingang abholen. Obwohl die Vorsitzenden von Grotewohl unterschriebene Dienstaussweise hatten, wurden sie nicht ohne meinen von Selbmann ausgestellten Sonderbefehl eingelassen. Manche sahen ziemlich mitgenommen aus. Sie wurden im Sitzungszimmer mit Gelächter und Frotzeleien empfangen. In solchen Augenblicken hätte man denken können, Leuschner veranstalte eine Party. Doch das Gelächter hielt nie lange an. Und jedesmal, wenn der Aufschrei der Massen hereindrang, herrschte Totenstille, und keiner wagte den anderen anzusehen.

Gegen Mittag erreichte der Aufstand seinen Höhepunkt. Die Kampfgrüsse hatten nur noch politischen Inhalt. Statt «Weg mit den Normen!» hörte man fast nur noch «Weg mit Ulbricht!». Auch der Ruf nach freien Wahlen verstummte nicht mehr, und bald sangen Tausende die dritte Strophe des Deutschlandliedes: «Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland...»

Dann peitschten Maschinengewehrsalven durch die Luft, Panzer kamen die Leipziger Strasse herauf mit dröhnenden Motoren, rasselnden Ketten und quietschenden Rädern – doch alles wurde übertönt von den Panikschreien der vielen

**Dann peitschten Maschinengewehrsalven durch die Luft. «Kann mir jemand sagen, wessen Blut da fliesst? Das der Kapitalisten?»**

tausend wehrlosen Menschen, die die stählernen Kolosse vor sich hertrieben.

Diesmal herrschte in unserem Raum besonders lange Schweigen. Leuschner und die meisten anderen waren blass geworden. Nach einer Weile murmelte jemand vor sich hin: «Der Marxismus-Leninismus kennt in unserer heutigen Gesellschaft zwei Hauptklassen, die sich feindlich gegenüberstehen: die Arbeiterklasse und die Klasse der Ausbeuter. Das sozialistische Lager, geführt von der Sowjetunion, dem auch wir angehören, vertritt die Interessen der Arbeiterklasse. Kann mir jemand sagen, wessen Blut heute geflossen ist? Waren das Kapitalisten, die heute die Strassen füllten und jetzt zusammengeschossen werden?»

Er erhielt keine Antwort und hatte wohl auch keine erwartet. ■